

# Zum Geleit

## Liebe Freunde und Wohltäter unseres Hauses Königstein!

Schon zum zweiten Male ist wegen der Corona-Epidemie der Sudetendeutsche Tag ausgefallen und mit ihm die uns allen ans Herz gewachsene Möglichkeit, vielen Landsleuten zu begegnen und sich mit Freunden und Gleichgesinnten in Gesprächen auszutauschen. Gleiches gilt von vielen Heimattreffen, Wallfahrten und unseren Tagen der offenen Tür. Bei allem Bedauern über die Monate der Trennung war aber für uns in Ockstadt tröstlich, dass viele von Ihnen uns angerufen oder uns gemailt oder geschrieben haben und uns für unsere Arbeit dankten. Es kamen auch Briefe und Emails aus Übersee mit Bitten und Fragen z. B. aus Lateinamerika, wo sich eine Universität in Brasilien nach dem sudetendeutschen Priester und Katecheten Franz Spirago erkundigte, dessen Bücher vor dem Zweiten Weltkrieg auch in portugiesischer Übersetzung vorlagen und Priestern am Amazonas Hilfe waren. Unsere Website hatte Theologen auf zwei Artikel meines Vorgängers Pater Huber im Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien aufmerksam gemacht.

Als in den USA eine Germanistin und Deutsch-Professorin an der Universität von North Carolina an der Übersetzung eines Tagebuches von Frau Dr. Erika Frömel arbeitete, fand die Professorin den einzigen Hinweis auf Frau Dr. Frömel im Internet nur in einem Artikel in der Sudetenpost, den ich 2006 verfasst hatte. Frau Dr. Frömel war Lagerärztin in Hodolein bei Olmütz und hatte nach der Vertreibung einen Bericht verfasst, den wir in unserem Archiv haben. Auf Seite 21 dieser Mitteilungen finden Sie dieses Schreiben aus Amerika und meine Bitte um Ihre Mithilfe. Da ich als Kind mit zweieinhalb Jahren das Lager Hodolein nur als Aussiedlerlager vor der Einwaggonierung erlebte, rufe ich alle mährischen Landsleute auf, uns in Ockstadt zu helfen, denn wie ich im Heft 1/2021 betonte: Die Zeitzeugen werden immer weniger. Viele aus der Bekenntnisgeneration der Kinder und Enkel kennen Namen wie Father E. J. Reichenberger und seine Bücher wie *Ostdeutsche Passion* nicht mehr. Ich werde auch die Leser in den Olmützer Blättern und den sudetendeutschen Zeitungen in München und Wien als Zeitzeugen aufrufen, die die schrecklichen Wochen nach Kriegsende in Hodolein erleben mussten.

Zugenommen hatten in diesem Jahr die Hinweise und Fragen der Leser. Viele baten um Hilfe bei Nachforschungen über ihre Ahnen und Vorfahren in der alten Heimat. Da manche Antworten erst mühsam erstellt werden müssen und Zeit brauchen, bitten wir Sie herzlich um Verständnis und Geduld. Erfreulich ist die Bitte um Nachdruck einzelner Beiträge unserer Mitteilungen und die Ausleihe unserer Bücher für eigene Forschungen und Vorträge, die interessierte Leser in ihren Heimatorten halten.

Zum 75. Jahresgedächtnis der organisierten Vertreibung 1946, die ein völkerrechtswidriges Nachkriegsverbrechen war, werden wir in den nächsten Mitteilungen weiter berichten. Natürlich auch über das „Vaterhaus der Vertriebenen“ in Königstein und dessen Arbeit für Versöhnung und Heimatrecht. Wer kennt heute noch die Arbeiten der Königsteiner Professoren Adolf Kindermann oder Karl Braunstein? Oder diejenigen des ersten Direktors der Königsteiner Ostakademie Paul Hadrossek, dessen Todestag sich heuer zum 50. Mal jährt? Gemeinsam mit der evangelischen Akademie in Arnoldshain im Taunus hatte das Königsteiner Haus der Begegnung vier internationale Tagungen durchgeführt, deren Ergebnisse in vier Bänden veröffentlicht wurden und die auch heute noch aktuell sind. Die ethnischen Säuberungen nach dem Zweiten Weltkrieg waren leider nicht die letzten Vorgänge dieser Art in Europa, wie die Geschehnisse in Ex-Jugoslawien zeigten.

Zum Vertriebenen Gottesdienst am Sonntag, den 5. September 2021, in Ockstadt laden wir alle herzlich ein. Auch Monsignore Dieter Olbrich, der Präses der sudetendeutschen Katholiken hat bereits sein Kommen zugesagt. Näheres erfahren Sie auf S. 31 dieses Heftes.

Bleiben Sie uns weiterhin gewogen, denn unser Haus Königstein kann nur mit Ihrer Unterstützung den Geist von Königstein weiterführen. So grüße ich Sie alle auch im Namen der Mitarbeiter und des Vorstandes herzlich.

Ihr

A handwritten signature in cursive script, reading "Rudolf Gaulich". The signature is written in dark ink on a white background.

# Das Prager „Blutgericht“, ein Verbrechen gegen Freiheit und Nation der Tschechen?

Als man im Jahre 2019 der Folgen der Pariser Vorortverträge Agedachte, fiel auf sudetendeutscher Seite der Blick auf den Versuch der Deutschböhmen, sich der neu entstehenden deutsch-österreichischen Republik anzuschließen und sich der Eingliederung in den tschechoslowakischen Staat zu erwehren. Die Bestrebungen der Deutschböhmen wurden gewaltsam unterdrückt. Tschechisches Militär schoss beispielsweise am 4. März 1919 auf dem Marktplatz in Kaaden in eine Menge von Demonstranten, die sich für den Anschluss an Österreich aussprachen. Nach Berichten der Züricher Zeitung starben im Kugelhagel des Militärs 17 Demonstranten, darunter auch Jugendliche. 30 Personen wurden schwer, 80 leicht verletzt. Es handelte sich hierbei um eine echte gewaltsame Unterdrückungsmaßnahme gegen das Selbstbestimmungsrecht der Deutschböhmen von Kaaden. Gegen das Gedenken an diese Vorgänge erhoben sich Stimmen, die einwarfen, dass es für die Sudetendeutschen andere und wichtigere Gedenktage zu beachten gäbe. Schließlich kämen bei anderen Gewaltexzessen auf der Welt mehr Menschen ums Leben und es gebe daher Anlass, die sudetendeutsche Selbstbespiegelung in der Abhaltung solcher Gedenktage zu überprüfen.

Dieses Jahr jährt sich zum vierhundertsten Mal das Gedenken an das Prager „Blutgericht“, das am 21. Juni 1621 auf dem Platz vor dem Altstädter Rathaus exekutiert wurde. Eine polarisierende nationale tschechische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts erblickte in den Ereignissen alleine einen Unterdrückungsakt gegen das tschechische Volk und seine Freiheit. Das „Blutgericht“ steht aber eng im Zusammenhang mit den Folgen der Schlacht am Weißen Berge und den Ereignissen, die zu dieser Schlacht führten. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges wird mit dem „Zweiten Prager Fenstersturz“ am 23. Mai 1618 in Verbindung gebracht. Vorausgegangen waren konfessionelle Streitereien. Wegen der umstrittenen Schließung eines evangelischen Gotteshauses kam es zunächst innerhalb Böhmens auf lokaler Ebene zu einem Streit unterschiedlicher Konfessionen, in den schließlich das ganze Land mit hineingezogen werden sollte. Der Kaiser wollte die Situation beruhigen, indem er ein Verbot der Adelsversammlungen verfügte. Aufgebrachte protestantische Adelige drangen daraufhin in die Prager Burg ein und warfen drei Vertreter der kaiserlichen Verwaltung kurzerhand aus dem Fenster. Der Kaiser

traf daraufhin militärische Vorbereitungen, um gegen die aufsässigen Adeligen vorzugehen. Das hatte eine Abwendung der böhmischen Adeligen vom Hause Habsburg zur Folge. Es kam zur Ständerevolution. Die aufständische Adelpartei erhielt Hilfe von vielen Seiten und die Erhebung gegen den Kaiser gestaltete sich zunächst erfolgreich. Die Meinungsverschiedenheiten sollten bei einem Vermittlungsversuch in Eger aus der Welt geschafft werden. Doch ehe eine Verständigung erreicht werden konnte, verstarb Kaiser Matthias am 20. März 1619.

Als sein Nachfolger Kaiser Ferdinand II. die Regierung antrat, waren die böhmischen Stände nicht gewillt, erneut die Herrschaft eines Habsburgers anzuerkennen. Stattdessen wählten die Vertreter der böhmischen Stände am 26. August 1619 den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum böhmischen König. Die Krönung fand am 4. November 1619 in Prag statt. Friedrich war calvinistisch geprägt, was sich zum Nachteil des Luthertums auswirken sollte. Dazu kam, dass die Radikalität von calvinistischen Bilderstürmen abschreckte. Es kam zu vandalistischen Exzessen, bei denen in katholischen Kirchen Heiligenfiguren und Kruzifixe unter Abhaltung von Schmähreden zerstört wurden. Diese Radikalität und die Benachteiligung des Luthertums, brachte den jungen König um die Unterstützung der Lutheraner im eigenen Land, wie auch um die Hilfe der lutheranischen Fürsten im benachbarten Deutschland. Nach kurzer Zeit war der neue König Friedrich völlig isoliert und sah sich allein einem Bündnis zwischen Habsburg, der katholischen Liga und dem polnischen König gegenüber.

Ein weiterer Grund für die rasche Niederlage des sogenannten „Winterkönigs“ dürfte in dem Umstand liegen, dass die Stände über keine Unterstützung in der Bevölkerung verfügten. Der Adel wurde als Großgrundbesitzer und Unterdrücker wahrgenommen, der kompromisslos auf seine Vorrechte pochte und seine Abgaben einforderte. Die rasche Isolation des „Winterkönigs“ und die mangelnde Unterstützung im eigenen Land waren die beiden Hauptauslöser für die rasche Niederlage. Die kaiserliche Armee war schnell herbeigeeilt, die Schlacht am Weißen Berg schon nach zwei Stunden entschieden, während man auf der Prager Burg noch tafelte. Als der junge König seinen kämpfenden Truppen zu Hilfe kommen wollte, traf er nur noch auf fliehende Soldaten. Die Stadt Prag ergab sich am 11. November 1620. Das Ständeheer war vernichtend geschlagen worden.

Was nun folgte, war eine grausame Abrechnung mit den Aufständischen. Nur wenigen gelang die Flucht nach Sachsen oder Schlesien. Andere hofften auf Gnade, auf eine Generalamnestie. Schon zwei Tage nach dem Fall Prags hatten sich die Häupter der Stände

versammelt. Diese Versammlung erkannte Ferdinand II. als rechtmäßigen König von Böhmen an und bat um Gnade. Darauf folgte ein Vierteljahr Ungewissheit. Am 20. Februar 1621 kam die Gewissheit, dass es keine Gnade geben werde. Alle Führer der Ständerevolution, derer man habhaft werden konnte, wurden eingekerkert. Was dann folgte, ist als „Blutgericht“ in die Geschichte Böhmens eingegangen. Der böhmische Historiker Ludwig Schlesinger schreibt darüber: „Ein schauerliches Blutgericht war es in der That, das über die Männer des Aufstandes nach mannigfachen Verhören und Bekehrungsversuchen am 21. Juni 1621 früh um 5 Uhr auf dem Platze vor dem Altstädter Rathause vorgenommen wurde. Von den 48 Verhafteten waren 27 zum Tode, die übrigen zu qualvollen und schimpflichen Strafen verurtheilt worden. Es waren durchwegs Männer im gereiften Alter, darunter Greise, die bereits mit einem Fusse im Grabe standen; der jüngste war der vierzigjährige Bürgermeister Johann von Kutnauer, ein Deutscher seiner Nationalität nach.“ Die Bemerkung Schlesingers, dass der Bürgermeister ein Deutscher war, war dem Umstand geschuldet, dass im tschechischen Nationalbewusstsein das Prager Blutgericht noch dreihundert Jahre später als ein schwarzer Tag für die tschechische Nation galt, obwohl sich unter den 27 Hingerichteten auch Deutsche befanden. Das belegen die zehn deutschen Namen der Hinrichtungsliste. Dabei ist aber zu berücksichtigen, dass zur damaligen Zeit die Namen noch nicht unbedingt etwas über das persönliche nationale Zugehörigkeitsgefühl ausgesagt haben. Die Hingerichteten empfanden sich wohl in erster Linie nicht als Tschechen oder Deutsche, sondern insgesamt als Böhmen. Dennoch wurde 300 Jahre später dieses Tages nur aus tschechisch-nationaler Sicht gedacht, indem von der tschechischen Prager Bevölkerung Blumen an der Hinrichtungsstelle niedergelegt wurden.

Die Ereignisse um die Schlacht beim Weißen Berge mit dem folgenden Blutgericht sind wichtige Bestandteile des tschechischen Nationalmythos geworden. Für diese Art der Geschichtsbetrachtung markieren diese Ereignisse den Niedergang der tschechischen Nation. Es kam tatsächlich zu einer völligen Umschwung in religiöser und machtpolitischer Hinsicht. Der Adel wurde entmachtet und der Absolutismus katholischer Prägung etabliert. Die Gegenreformation wurde mit allem Nachdruck durchgeführt. Als sich schließlich das Kriegsglück immer mehr der katholischen Seite zuneigte, wurde ab 1624 die gesamte Bevölkerung zum Übertritt zum katholischen Glauben gezwungen. Lutherische Pfarrer wurden des Landes verwiesen. Hinzu kam, dass der Besitz von Aufständischen enteignet und Katholiken übergeben wurde. Diese rigiden Massnahmen, so erfolgversprechend sie den damaligen kirchlichen und weltlichen Machthabern vorge-

kommen sein mögen, erwiesen sich in der Zeit des nationalen Wiedererwachens als schwere Hypothek für den Katholizismus in Böhmen.

Das Prager Blutgericht war kein Verbrechen von Deutschen an Tschechen, wie es der Nationalismus des 19. Jahrhunderts vereinfachend und verzerrend zu kolportieren sich veranlasst sah. Das Prager Blutgericht war in erster Linie die Rache eines Siegers über die Besiegten, wie sie in jener Zeit gar nicht so unüblich war. Man denke an den wenig zimperlichen Umgang der katholischen Seite mit den unterlegenen Hugenotten in Frankreich. Auch Hugenotten wurden ermordet, hingerichtet, enteignet und vertrieben, ähnlich wie es die böhmischen Protestanten erleben mussten. Der Hauptgrund lag in der Anmaßung der Siegerseite, mit den Besiegten nach Belieben verfahren zu dürfen. Das Hauptmotiv war wahrscheinlich sogar weniger genuin religiöser Art. Religiöse Spaltungen innerhalb der Länder hatten häufig eine Schwächung nach außen zur Folge. Es musste mit Aufständen und internen Machtkämpfen gerechnet werden, wozu die Religion leider oft genug einen willkommenen Anlass bot. Religion wurde zur Machterweiterung missbraucht.

Des Weiteren kann gesagt werden, dass mit dem Blutgericht nicht eine Zeit der Freiheit beendet worden ist, wie es von tschechisch nationaler Seite gerne behauptet wurde. Wie Ludwig Schlesinger schon bemerkt hat, fehlte den aufständischen Adeligen die Unterstützung der breiten tschechischen Bevölkerung, weil die Adeligen auf ihren Gütern sehr wohl als Ausbeuter und Unterdrücker erlebt wurden. Die Einführung der katholischen Monarchie war nicht die Ablösung der Freiheit durch die Tyrannei, sondern eher die Ablösung einer Gewalt Herrschaft durch eine andere, die sich allerdings effizienter ihrer Machtwerkzeuge bedienen konnte.

Und schließlich dürfte, so unglaublich sich das in tschechisch-national orientierten Ohren auch anhören mag, der Sieg der katholischen Seite die tschechische Nation vor dem Aufgehen in das deutsche Sprachgebiet bewahrt haben. Denn die im Norden an Böhmen angrenzenden Länder Sachsen und Schlesien waren protestantisch und gehörten zu den am dichtest besiedelten Gebieten in ganz Europa. Bei einem Sieg der protestantischen Seite hätte es wahrscheinlich eine starke Einwanderung aus dem deutschsprachigen Norden nach Böhmen gegeben. Möglicherweise wäre die deutsch-tschechische Sprachgrenze bei Melnik durch die protestantische Einwanderung aus dem Norden so weit nach Süden gedrückt worden, dass Prag keine deutsche Sprachinsel im tschechischen Sprachgebiet mehr gewesen wäre, sondern in das deutsche Sprachgebiet integriert worden wäre, wie es bei Brünn in Mähren noch bis zur Industrialisierung der Fall war. Möglicherweise hätten die Tschechen somit auf Dauer ihre Mehr-

heit in Böhmen verloren. Diese Gedanken sind deshalb nicht von der Hand zu weisen, weil sehr wohl nachweisbar ist, dass die Einwanderung aus den deutschsprachigen katholischen Ländern ins südliche Grenzgebiet nur wenig zu Ungunsten des tschechischen Sprachgebietes ausfiel. Lediglich Krummau, weit im Süden Böhmens gelegen, wurde zu einer deutschsprachigen Stadt.

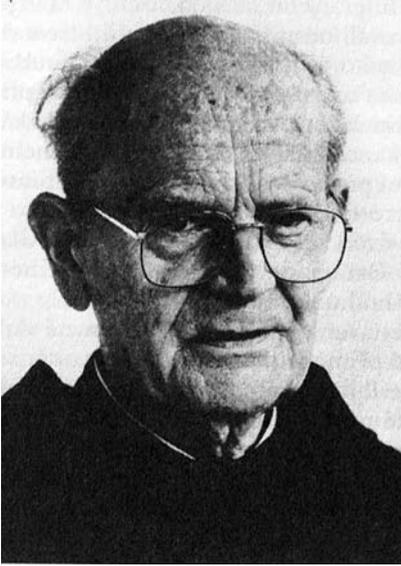
Bleibt zu hoffen, dass aus Anlass des vierhundertjährigen Jubiläums des Prager Blutgerichtes weniger nationale Befindlichkeiten eine Rolle spielen, wie dies in der Vergangenheit beim Gedenken an diese historische Begebenheit gewesen ist.

*Helmut Gehrmann*

## **Viele Vertriebene danken ihren Heimatpriestern**

„*Aufbruch aus dem Glauben*“ - so nannte sich 1982 eine längst vergriffene Dokumentation von Franz Lorenz über die katholischen Heimatvertriebenen. Sie zeigte den Neuanfang im Deutschland der Nachkriegszeit, der bereits Ende 1945 eingeleitet wurde d. h. noch vor den organisierten Massenvertreibungen unter Aufsicht der alliierten Siegermächte 1946. *Not ist Anruf Gottes* besagt ein anderer Titel, der für die Festschrift für Pater Paulus Sladek zu seinem diamantenen Priesterjubiläum gewählt wurde. Viele Heimatvertriebene gedenken noch heute, 75 Jahre nach dem Höhepunkt der Vertreibung gerne der Heimatpriester, die mit ihren Gläubigen ihre Heimat verloren, aber sich die Worte der Heiligen Schrift zu Herzen nahmen und sie als ihnen von Gott gestellte Aufgabe sahen: *Tröstet, tröstet mein Volk!*“ Diese Worte des alttestamentlichen Propheten nach der Vertreibung des Volkes Israel standen über dem Wirken jener Heimatpriester, die zu Hunderten auch das Schicksal der Vertreibung trugen. Einige von ihnen wollen wir vorstellen: In diesem Jahr als ersten den Augustinerpater Paulus Sladek, den Redemptoristen Pater Augustin Reimann und den Schönstattpriester Josef Barton. Andere werden wir in den nächsten Mitteilungen würdigen.

Pater Sladek ist 1908 im nordböhmischen Ort Trebnitz bei Lobositz an der Elbe geboren und wurde auf den Namen Fritz getauft. 1926 war der junge Sladek wie manche der begeisterten Mitglieder des Bundes „Staffelstein“ in Prag bei den Augustinern eingetreten und hatte dort den Ordensnamen Paulus erhalten. Das Noviziat machte er im fränkischen Münnerstadt, seine Studien absolvierte er in Prag, wo er 1931



zum Priester geweiht und 1933 an der Deutschen Universität zu Prag zum Doktor der Theologie promoviert wurde. Als Assistent und Lehrbeauftragter für Dogmatik an der Theologischen Fakultät in Prag, als Akademischer Prediger in der Salvatorkirche und Geistlicher Beirat des katholischen Jugend-Bundes Staffelstein machte sich Pater Paulus früh einen Namen. Da er nach Hitlers Einmarsch in Prag und nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges schon bald mit der Gestapo Schwierigkeiten bekam, meldete er sich zur Wehrmacht und erlebte in einer Sanitätskompanie den Zweiten Welt-

krieg in der Ukraine, Rumänien und Polen.

Im Herbst 1945 gelangte er nach kurzer amerikanischer Gefangenschaft nach Bayern, denn die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei war in Potsdam beschlossen worden und Pater Sladek konnte nicht in sein Kloster in Böhmen zurückkehren. Er fand Arbeit als Geistlicher Leiter bei der neu gegründeten Kirchlichen Hilfsstelle in München, die sich damals der Vertriebenen annahm. Obwohl P. Paulus als Augustiner auch nach dem Krieg stets die Gemeinschaft mit seinen Ordensmitbrüdern lebte und in Stuttgart-Sillenbuch und in Zwiesel neue Klöster seines Ordens aufbaute, ist doch seine größte Leistung die als Priester, Theologe und Organisator der Flüchtlings- und Vertriebenenseelsorge.

Schon auf ihrer Fuldaer Konferenz am 15. August 1945 hatten die deutschen Bischöfe die Errichtung einer Kirchlichen Hilfsstelle in Frankfurt beschlossen. Am 6. Oktober 1945 besprach der Leiter der deutschen Auslandsseelsorge Albert Büttner mit Pater Paulus, Hans Schütz und Richard Mai in München die Aufgaben und die Gründung einer weiteren Hilfsstelle in München, deren *Seele* P. Paulus wurde.

Es galt nach Kriegsende, die vertriebenen Priester zu erfassen, sie materiell zu betreuen, sie in der Seelsorge für die Vertriebenen effektiv einzusetzen, und vor allem im kirchlichen Bereich bei den Einheimischen Verständnis und Unterstützung für die Vertriebenen zu gewinnen. All das wurde zügig umgesetzt.

P. Paulus regte die Bestellung von Flüchtlingsseelsorgern an und die Abhaltung von Tagungen, Schulungen und Weiterbildungsseminaren

für die Vertriebenenenseelsorge, er organisierte die ersten Vertriebenenwallfahrten und predigte dabei selbst. Seine Artikel, Memoranden und Predigtskizzen haben nicht nur Anregung gebracht, sondern viel bewegt und sind bis heute Grundlage einer noch nicht geschriebenen Theologie der Vertriebenenenseelsorge.

Von ihm stammt das *Sühne- und Gelöbnisgebet*, das seit 1946 bei vielen Gottesdiensten und Wallfahrten der Vertriebenen gesprochen wurde und das bereits vorwegnimmt, was später die Eichstätter Erklärung 1949 und die Charta der Vertriebenen 1950 ausdrückten: „Gedanken der Rache und der Vergeltung sollen nicht Macht gewinnen über unsere Herzen.“ Es bestand damals die Gefahr der Radikalisierung der Vertriebenen. Stalin hoffte auf die Revolution in Deutschland, wenn dieses zerstörte Land 15 Millionen verbitterter Menschen aufnehmen musste. Pater Paulus und den Heimatpriestern ist es zu verdanken, dass schon 1950 in der Charta der Vertriebenen auf Rache verzichtet wurde.

Hand in Hand damit ging sein Bemühen, eine neue Nachbarschaft mit den Völkern des Ostens aufzubauen. Das hat P. Paulus bereits im Kriege in Prag begonnen, als litauische und ukrainische Studenten von Professor Adolf Kindermann ins deutsche Priesterseminar aufgenommen wurden. Durch Kontakte in der Schweiz wurde P. Paulus zu einem Vater der Eichstätter Erklärung und der Wiesbadener Abkommens.

P. Paulus Sladek ist sicher der bekannteste der Heimatpriester. Ich nenne als zweiten den sudetendeutschen Volksmissionar und Redemptoristen P. Augustin Reimann, der 1899 in Deutsch-Wernersdorf im Kreis Braunau geboren war, im Krieg die Nazi-Gefängnisse in Eger und Karlsbad erlebte und nach 25 Jahren fruchtbaren Wirkens in Volksmission und Vertriebenenenseelsorge 1970 in Würzburg starb. Immer noch bewegend ist sein Büchlein *Auf den Straßen der Vertriebenen*. Er verstand es zu trösten und Not zu lindern, indem er seinen Landsleuten von Gerechtigkeit und Liebe in der Vertriebenennot predigte. „Es ist unser Trost, daß alles Menschengeschehen einmal einmündet in die ewige Gerechtigkeit Gottes, die nichts anderes ist als seine Liebe“, schrieb er 1946.

Dieser Gerechtigkeit Gottes wollte er auch das Urteil über Recht und Gerechtigkeit der „humanen Evakuierung“ aus der alten Heimat überlassen: „Es hat schon manchmal humane Einrichtungen gegeben, die Hinrichtungen blieben. So bleibt die humanste Ausweisung eine Ausweisung, und die ist immer etwas furchtbar Hartes.“

Pater Reimann machte klare Aussagen über die „selbstverständliche Pflicht der austeilenden Gerechtigkeit“ und setzte sich daher für einen gerechten Lastenausgleich ein. Er sprach immer wieder von

der „Sünde der Ungerechtigkeit“, wenn sich Einheimische weigerten, den Vertriebenen zu helfen und „sich durch alle möglichen Tricks ihrer Pflicht entziehen“ wollten. „Spätere Zeiten werden einmal die deutsche Volksgemeinschaft unserer Tage danach beurteilen, wie sie diese Probe der Liebe bestanden hat“, betonte er immer wieder. Er selbst war unermüdlich als Volksmissionar und Prediger tätig, aber auch für seinen Orden als Provinzial und Vizeprovinzial in verschiedenen Klöstern. Bei den Landsleuten ist er bis heute unvergessen.

Ein Priester, der fast von Anfang an mit der Ostpriesterhilfe verbunden war, ist der Schönstattpriester Pater Josef Barton, der versuchte, die katholischen Heimatvertriebenen auch in Schönstatt in der von Pater Josef Kentenich ins Leben gerufenen Schönstattbewegung zu versammeln. Er betreute später in Königstein nicht nur die Kapellenwagenmission, sondern sorgte Jahr für Jahr für eine pastoraltheologische Vorbereitung und Nachbereitung dieser wichtigen Mission in der Diaspora und für die Ausbildung der Kapellenwagenmissionare und ihrer Helfer.

Schon 1947 wurde von Barton die erste Exerzitenwoche für Heimatvertriebene in Schönstatt bei Vallendar abgehalten, bei der man den meisten Teilnehmern noch die Last und das Leid der Vertreibung ansah. Intensiv wurde versucht, die Vertreibung nicht nur vom Menschen, sondern von Gott her zu sehen.

„Wenn etwas zeigt, wes Geistes Kind die Humanität unseres Jahrhunderts ist, dann die Verträge, durch die man Millionen Menschen total enteignete und in die Fremde jagte, von allen anderen Verbrechen, die damit zusammenhängen, ganz zu schweigen. Eine Menschheit, die Gott ausgebürgert hat, wird Menschenrechte immer umbiegen, wie es ihr gerade paßt“, so schrieb damals P. Josef Barton.

Er war am 17. September 1912 in Wagstadt in Mähren geboren. 1937 wurde er in Olmütz zum Priester geweiht. Er war später auch Spiritual am Priesterseminar in Königstein und Dozent für Ascese und Mystik der Königsteiner Philosophisch-Theologischen Hochschule

Um das Erlebnis der ersten Exerzitenwoche von 1947 nicht untergehen zu lassen, gründete er eine Gebets- und Opfergemeinschaft der Heimatvertriebenen in Schönstatt. Sie wurde für Tausende ein fester Halt in der Haltlosigkeit jener Zeit. In Rundbriefen hielt Pater Barton Kontakt zu den Mitgliedern und Freunden, die er auch in Kursen und Einkehrtagen sammelte. Er wollte mit der Gemeinschaft das Kreuz der Vertreibung deuten und fruchtbar machen. Barton betonte immer wieder, dass der Mensch in Gefahr sei, das Kreuz zu entwerten. Nur im Glauben ist der Mensch fähig, es als wertvoll und gnadenreich zu erleben. So erschien das Gebetbüchlein *Ausgegossen wie Wasser – Lasset uns werden eine heilige Flut.*

Es wollte ein „Lese- und Gebetbüchlein“ sein, das helfen sollte, dem auferlegten Kreuz gerecht zu werden. Vieles hat uns darin auch heute noch etwas zu sagen, vor allem die Gedanken über die Heimatlosigkeit und das Kreuz.

„Ausgegossen wie Wasser“- dieses Psalmwort übertrug Barton auf die Vertriebenen. Aber er rief sie auch auf, eine heilige Flut zu werden. Symbol dafür war ein Weihwasserbecken, das die Vertriebenen 1950 als Weihgabe in der Gnadenkapelle in Schönstatt aufstellten. Das Gebetbüchlein erlebte eine zweite Auflage, in der Barton die Gedanken des Psalm-Titels noch vertieft.

Er schreibt, „daß wir alles daran setzen sollen, um unsere Vertreibung zu einem Segen werden zu lassen. Wir mögen nun festhalten, daß die Heimatlosigkeit um so verheerender wirken muß, je mehr sie äußerlich verdeckt bleibt. Wunden, die äußerlich heilen, ohne daß der Fäulnisherd beseitigt wird, werden lebensgefährlich. Äußere Bereinigung der Heimatlosigkeit ohne innere Beheimatung müßte ähnliche Folgen zeitigen. Deswegen unser Bestreben, die Beheimatung der Seelen zu fördern, so gut wir können.“

*Rudolf Grulich*

## **Vor hundert Jahren:**

### **Die erste Volkszählung in der Tschechoslowakei**

1921 wurde am 15. Februar die erste Volkszählung in der am 28. Oktober 1918 ausgerufenen Tschechoslowakischen Republik abgehalten. 1910 hatte die letzte Volkszählung in Österreich-Ungarn stattgefunden. Bereits im Weltkrieg wurde nach Verhandlungen tschechischer und slowakischer Organisationen in Pittsburgh in Nordamerika die Ausrufung der Republik beschlossen und die ČSR von der USA, Großbritannien und Frankreich anerkannt. In Paris wurde bereits am 26. September 1918 eine provisorische Regierung mit Tomáš G. Masaryk als Präsident und Edvard Beneš als Außenminister gebildet. Einen Tag nach der Ausrufung der Republik in Prag proklamierte die Wiener Regierung die neuen Provinzen Deutsch-Böhmen und Sudetenland als Bestandteile der Republik Deutsch-Österreich. Hinter diesem Beschluss standen alle Abgeordneten aus Böhmen, Mähren und dem österreichischen Teil Schlesiens. Die deutschbesiedelten Gebiete Südböhmens wurden zum Böhmerwaldgau zusammengefasst und an Oberösterreich und das deutsche Südmähren an Niederösterreich angeschlossen. Um die Lage vor und nach den Frie-

densverträgen von Versailles und St. Germain 1919, aber auch nach dem Friedensvertrag mit Ungarn in Trianon 1920 bis zur Volkszählung 1921 zu verstehen, ist eine wenigstens kurze Rückschau auf die Jahre 1919 und 1920 nötig.

Deutschböhmen hatte als neue Provinz 92,8 % deutsche Bevölkerung, die Provinz Sudetenland zählte 94,8% Deutsche. Im Böhmerwaldgau lebten 96,2%, in Südmähren 91,7% Deutsche. Diese Gebiete wurden seit November 1918 bis Dezember militärisch besetzt, z.B. Aussig und Brünn noch im November, Dux, Saaz und die Städte im Nordteil Böhmens im Dezember, aber auch Kaplitz in Südböhmen und Troppau in Schlesien. Teilweise wurde dabei gekämpft. Dass die neue Regierung in Prag militärisch nicht mehr Widerstand spürte, hat seinen Grund, dass die Sudetendeutschen den Worten des amerikanischen Präsidenten Wilson über Selbstbestimmungsrecht vertrauten. Als der Deutsch-österreichische Staatsrat am 20. Dezember 1918 eine Volksabstimmung in den sudetendeutschen Gebieten vorschlug, lehnten dies die französische Regierung und die britische Regierung am 7. Januar 1919 sowie die italienische Regierung am 8. Januar 1919 ab. Die USA hatten eine Beobachtergruppe in die böhmischen Länder entsandt, die in ihrem Bericht feststellte, dass sich die Deutschen auf das Selbstbestimmungsrecht beriefen und dass Wien jeden Widerstand verbot und auf die Pariser Friedenskonferenz vertraute. Obwohl man feststellte: „Das den Sudetendeutschen von den Tschechen fortgenommene Gebiet ist durch und durch deutsch,“ akzeptierten auch die USA den schweren Verstoß gegen das von Wilson verkündete Selbstbestimmungsrecht und überließen der Regierung in Prag nicht nur die historischen böhmischen Länder, sondern auch das Hultschiner Ländchen und Teile von Niederösterreich. Die Tschechen hatten leichtes Spiel im Sudetenland, aber nicht im Ostteil von Österreichisch-Schlesien, das Polen beanspruchte und wo es zwischen Polen und der Tschechoslowakei sogar zum Krieg kam. Die Mehrheit der Bevölkerung war dort 1910 deutsch. Die Pariser Botschaftskonferenz entschied die Teilung Österreichisch-Schlesiens. Vom Troppauer und vom Teschener Gebiet kam der größte Teil zur Tschechoslowakei.

Auch mit Ungarn gab es für die Tschechoslowakei Kämpfe ebenso in der Karpatenukraine. Die endgültige Grenzziehung zwischen Polen und der Slowakei wurde erst 1925 geregelt. Über das endgültige Staatsgebiet der neuen ČSR wurde also 1919 durch die Verträge von Versailles und Saint Germain und 1920 durch den Vertrag von Trianon und dem Arbitragevertrag der Pariser Botschafterkonferenz vom 28. Juni 1920 entschieden.

Administrativ war die erste Tschechoslowakische Republik so gegliedert: Die böhmischen Länder umfassten Böhmen, Mähren und Schlesien mit zehn Millionen Einwohnern. In den Karpaten-Ländern Slowakei und Karpatoukraine lebten 3,5 Millionen Menschen. Die Länder waren gegliedert in Städte mit eigenem Magistrat, politische Bezirke, Gerichtsbezirke und Gemeinden. Nach der Volkszählung von 1921 errichtete ein Gesetz Gau- und Bezirksämter. Die Gaue waren für die Wahlkreise von Bedeutung und so eingeteilt, dass nach der nationaltschechischen Wahlgeometrie die Wahlkreise mit nationalen Minderheiten im Nachteil waren. Die Gaue wurden 1927 aufgehoben und Mähren und Schlesien zum Land Mähren-Schlesien vereinigt.

Bevor wir die Zahlen der Volkszählung von 1921 betrachten, müssen wir einen Blick auf die letzte Volkszählung in Österreich-Ungarn von 1910 werfen. In Böhmen lebten damals 6,2 Millionen Menschen, in Mähren 2,6 Millionen und in Schlesien 602 000. Böhmen zählte 2,24 Millionen Deutsche, Mähren 719 000 und Schlesien 279 000 Deutsche nach der Umgangs- bzw. Muttersprache. In Österreich-Ungarn galten die Juden nicht als Nationalität, sondern als mosaische Konfession. Um die Zahlen der Deutschen zu verringern, konnten sich 1921 die Juden auch als Nationalität erklären.

In der Gesamtrepublik waren am 15. Februar 1921:

Tschechen	6 843 343	50,2%
Slowaken	1 976 320	14,6%
Deutsche	3 218 005	23,6%
Polen	110 138	0,8%
Juden	190 857	1,4%
Magyaren	761 823	5,6%
Ukrainer	477 430	3,5%
Sonstige	35 257	0,3%
 Tschechoslowakei	 13 613 172	 100%

Die Volkszählung ergab , dass nach den Tschechen die Deutschen die größte Volksgruppe waren, vor den Slowaken, die mit den Tschechen das Staatsvolk, die „Tschechoslowaken“, bildeten. Die Deutschen, d.h. die Sudeten- und die Karpatendeutschen waren zahlenmäßig viel größer als die Slowaken, hatten aber nur den Status einer Minderheit. Die Polen siedelten meist in Schlesien, die Magyaren in der Südslowakei und in der Karpatenukraine, wo auch die meisten Ukrainer lebten, aber auch viele Juden. Unter „Sonstige“ wurden

Rumänen, Kroaten in Südmähren und Zigeuner gezählt. Die Zahl der Juden erfasste die Juden, die sich zu einer jüdischen Nationalität bekannten, während 354 322 Einwohner „jüdisch“ als Konfession angaben. Es gab dabei ein West-Ost-Gefälle, denn die Zahl der Nationaljuden war in der Slowakei und in der Karpatenukraine um das Vielfache höher als in den böhmischen Ländern.

Während es in Böhmen im tschechischen Sprachgebiet neben der Sprachinsel bei Budweis nur Teile der großen Sprachinseln des Schönhengstgaus und der Iglauer Sprachinsel gab, die sich von Mähren auch nach Böhmen hinein erstreckten, lagen in Mähren einige deutsche Sprachinseln, die trotz der Schikanen und Diskriminierungen nach 1918 ihr Deutschtum bis zur Vertreibung 1946 bewahrten. Neben den Städten Brünn und Olmütz, die bis zum Ersten Weltkrieg noch deutsch geprägt waren, waren es Sprachinseln bei Brünn, Olmütz, Wischau und die Gemeinden bei Deutsch-Brodok und Wachtl. Die Frage der größeren Sprachinseln spielte auch nach dem Ende des Ersten Weltkrieges 1918 unter dem Stichwort „Einschlussgebiete“ eine Rolle, denn unter diesem Namen sollten sie nach Forderung der damaligen deutschösterreichischen Regierung und nach dem Selbstbestimmungsrecht neben den Provinzen Deutschböhmen und Sudetenland und ganz Südmähren und Südböhmen als „Einschlussgebiete“ zur neuen Republik Deutsch-Österreich gehören: Es handelte sich um die Gebiete um Brünn, Olmütz und Iglau. Diese drei Inseln umfassten ein Gebiet von 486 Quadratkilometern und eine Bevölkerung von über 226 000 Bewohnern, von denen sich nach der Volkszählung von 1910 zwei Drittel, das heißt 155 000 Menschen als Deutsche bekannt hatten.

In Brünn und der Umgebung lebten bis zum Ersten Weltkrieg doppelt so viel Deutsche wie Tschechen, nämlich 92 761 Deutsche und 45 297 Tschechen. Außer in der Stadt Brünn lebten diese Deutschen in den Gemeinden Czernowitz, Kumrowitz, Mödritz, Morbes, Nennowitz, Obergerspitz, Priesenitz, Schöllschitz, Steinmühle und Untergerspitz. In Olmütz betragen die Zahlen 24 628 Deutsche gegenüber 11 567 Tschechen. Deutsche Dörfer waren bei der alten ehemaligen Landeshauptstadt Mährens noch die Gemeinden Gießhübel, Hötzendorf, Nebotein, Nedweis, Neretein, Neugasse, Neustift, Nimlau, Salzergut und Schnobolin.

In der auf mährischem und böhmischem Gebiet liegenden Iglauer Sprachinsel gab es 1910 nur 9769 Tschechen, aber 38 402 Deutsche. Im mährischen Teil waren es die Gemeinden Birnbaumhof, Dürre, Gossau, Hossau, Hochdorf, Holzmühl, Lutschen, Mischung, Mitteldorf, Neustadt, Otten, Pistau, Poppitz, Porenz, Ranzern, Roschitz, Sollowitz, Stannern, Willenz, Wolframz und Zeisau.

In Ostböhmen lagen die Gemeinden Friedenau, Hochtann, Langendorf und Pattersdorf im Gerichtsbezirk Deutschbrod, im Bezirk Pilgram die Ortschaft Vestenhof und im Gerichtsbezirk Stecken alle deutschen Gemeinden wie Stecken, Ebersdorf und alle anderen Gemeinden. Schon 1919 tat die neue Regierung der Tschechoslowakei alles, um diese Sprachinseln rücksichtslos zu zerstören. So wurden zahlreiche tschechische Dörfer und Gemeinden, aber auch die deutschen Orte Czernowitz, Untergerspitz, Obergerspitz, Nennowitz, Kumrowitz, Steinmühle und Priesenitz mit Brünn zusammengeschlossen, um der neuen Großstadt eine tschechische Mehrheit zu verschaffen. Bei der Volkszählung von 1921 war aus der Brüner Sprachinsel nur eine Sprachinsel um Mödritz geblieben mit den deutschen Orten Mödritz, Maxdorf, Morbes und Schöllschitz. Das Gleiche geschah in Olmütz, wo die bisher selbständigen Dörfer und Gemeinden Neretein, Neugasse, Neustift und Salzergut mit so vielen tschechischen Gemeinden der Umgebung an Olmütz angegliedert wurden, dass Olmütz dadurch eine tschechische Mehrheit bekam.

Die Iglauer Sprachinsel war bei der Jahrhundertwende um 1900 noch ein geschlossenes deutsches Gebiet; auch Iglau selbst war bei der Volkszählung 1910 noch zu 80 Prozent deutsch. Aber auch hier erreichte die Prager Regierung durch neue Gemeindegrenzen, dass die Tschechen in immer mehr Gemeinden der alten Sprachinseln die Mehrheit erhielten und die ehemals deutsche Sprachinsel Iglau in mehrere Teile aufgeteilt, ja zerschlagen wurde. Im Norden gab es noch zehn Gemeinden mit deutscher Mehrheit. Im Süden konnten sich 16 Gemeinden geographisch zusammenhängend behaupten, aber dazwischen waren Gemeinden wie Muckenbrunn oder Petrowitz schon sprachlich isoliert. Allein von 1921 bis zur Volkszählung 1930 verloren Gemeinden wie Altenberg, Dobrenz, Höfen, Irschings, Stecken, Waldhof, Birnbaumhof und Otten ihre bisherige deutsche Mehrheit. Bei der Volkszählung 1930 hatte Iglau als Stadt schon 17 968 tschechische und nur noch 12 095 deutsche Einwohner. Dazu verholten hatten auch die Kasernen der Iglauer Garnison mit Tausenden von tschechischen und slowakischen Soldaten.

Neben diesen drei einst großen Sprachinseln, die als „Einschlussgebiete“ natürlich 1919 ebenso wenig ihr Selbstbestimmungsrecht ausüben durften wie Deutschböhmen und das Sudetenland, gab es noch die ehemalige Wischauer Sprachinsel und die Sprachinsel Deutsch-Brodek und Wachtl. Das Deutschtum bei Wischau konnte sich nur als Rest in der sogenannten Kutscherauer Sprachinsel halten, wo in den sechs deutschen Gemeinden bei einer Bevölkerung von 3439 Personen 1930 sich noch 80,3% Deutsche, in Zahlen 2 763 als

Deutsche bekannten. Sie lebten in den Dörfern Kutscherau, Hobitschau, Gundrum, Lissowitz, Rosternitz und Swonowitz.

Die kleinste der Sprachinseln von der Ausdehnung her gesehen aber war Deutsch-Brodek und Wachtl. Auf nur 28 Quadratkilometern lebten 1921 unter 4549 Bewohnern noch 4254 Deutsche. Im Jahre 1930 waren es nur noch 3861 in den Ortschaften Deutsch-Brodek, Döschna, Ölhütten, Runarz und Wachtl. Schwanenberg, das 1910 noch mehrheitlich deutsch war, ging dem Deutschtum ganz verloren.

Deutsch-Brodek und Wachtl waren katholische Pfarreien. Die Priester von Deutsch-Brodek und Wachtl betreuten die Dörfer der Sprachinsel mit Ausnahme von Runarz, das zur tschechischen Pfarrei Konitz gehörte. Als im November 1938 ein Zusatzvertrag zum Münchner Abkommen geschlossen wurde, durch das die Sprachinsel ebenfalls dem Deutschen Reich angeschlossen wurde, verblieb Konitz bei der Tschechoslowakei und gehörte ab 1939 zum Protektorat, so dass Runarz ebenfalls der Pfarrei Deutsch-Brodek angeschlossen wurde.

*Rudolf Grulich*

## **Papst Pius XII. vergaß Deutschland nie.**

### **Sein Herz blutete für dieses leidende Volk.**

**E**s war Papst Pius XII., der nach dem Krieg die Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa entschieden verurteilte und sich nachdrücklich gegen das dabei angewandte Prinzip der Kollektivschuld aller Deutschen wandte. So erklärte der Papst in seiner Weihnachtsansprache 1945: *„Wer Sühne für Schuld verlangt durch gerechte Bestrafung der Verbrecher nach dem Maße der Verbrechen, muß peinlich darauf achten, dass er nicht das gleiche tue, was er den anderen als Schuld oder Verbrechen vorhält. Wer Wiedergutmachung will, muß sie fordern auf Grund der Sittenordnung, der Achtung vor den unverletzlichen Naturrechten, die auch jenen noch bleiben, die sich dem Sieger bedingungslos ergeben haben.“*

Während viele Politiker von der Kollektivschuld der Deutschen sprachen und der Alliierte Kontrollrat nach der Konferenz in Potsdam genaue Pläne für die Vertreibung in Viehwaggons bekannt gab, handelte der Papst, der seit 1917 zunächst Nuntius in Muenchen und später in Berlin war.

Es erhebt sich seitdem die Frage, ob nicht dieser Papst bis heute von vielen Seiten wider besseres Wissen geschmäht und verleumdet wird, weil er damals ein Freund der Deutschen blieb. Seit Hochhuths „Stellvertreter“ bis Goldhagen reißen die Angriffe und Verdächtigungen gegen diesen Papst nicht ab, der geschmäht wird, weil er auch die Leiden des deutschen Volkes sah.

Immer wieder zeigte der Papst in den nächsten Monaten seine Sorge um die deutschen Vertriebenen, am deutlichsten wohl in einem Brief an die deutschen Bischöfe vom 1. März 1948: *„Besondere Berücksichtigung werden immer die Ostflüchtlinge verdienen, die aus ihrer Heimat im Osten zwangsweise und unter entschädigungsloser Enteignung ausgewiesen und in die deutschen Zonengebiete überführt wurden. Wenn Wir auf sie zu sprechen kommen, so beschäftigt uns hier nicht so sehr der rechtliche, wirtschaftliche und politische Gesichtspunkt jenes in der Vergangenheit Europas beispiellosen Vorgehens.*

*Über die genannten Gesichtspunkte wird die Geschichte urteilen. Wir fürchten freilich, daß ihr Urteil streng ausfallen wird. Wir glauben zu wissen, was sich während der Kriegsjahre in den weiten Räumen von der Weichsel bis zur Wolga abgespielt hat. War es jedoch erlaubt, im Gegenschlag 12 Millionen Menschen von Haus und Hof zu vertreiben und der Verelendung preiszugeben? Sind die Opfer jenes Gegenschlages nicht in der ganz überwiegenden Mehrzahl Menschen, die an den angedeuteten Ereignissen und Untaten unbeteiligt, die ohne Einfluß auf sie gewesen waren? ... Ist es wirklichkeitsfremd, wenn Wir wünschen und hoffen, es möchten alle Beteiligten zu ruhiger Einsicht kommen und das Geschehene rückgängig machen, so weit es sich noch rückgängig machen läßt?“*

Die Vertreibung rückgängig zu machen, wäre möglich gewesen. Das forderten 1947 sudetendeutsche Politiker, die als Hitlergegner im Londoner Exil überlebt und sich an die UNO wandten. Das forderten auch vertriebene ostdeutsche Priester im selben Jahr bei ihrer ersten Vertriebenenkonferenz in Königstein. Die von Hitler aus Südtirol umgesiedelten Deutschen durften nach dem Krieg zurückkehren. Nach dem Tode Stalins erlaubte auch Chruschtschow einigen von Stalin nach Zentralasien deportierten Völkern die Rückkehr.

Auf diese konsequente Einstellung des Papstes hatte schon in einem Hirtenbrief vom 11. März 1946 der damalige Erzbischof von Köln, Josef Frings aufmerksam gemacht, besonders auf den nicht berechtigten Vorwurf der Kollektivschuld: *„Der Heilige Vater gab öffentliche Erklärungen ab, die gerade für uns Deutsche von größter Bedeutung sind. Er erklärte, es sei ungerecht, jemand als schuldig zu*

*betrachten, dem nicht eine persönliche Schuld nachgewiesen sei, nur deshalb, weil er einer bestimmten Gemeinschaft angehört habe. Es heiÙe, in die Vorrechte Gottes einzugreifen, wenn man einem ganzen Volke Kollektivschuld zuschreibe und es demgemäß behandeln wolle. Jeder Mensch habe sein Recht auf seine angestammte Heimat, und es sei ein Unrecht, ihn von dort zu vertreiben, wenn er nicht durch persönliche Schuld sich dessen unwürdig gemacht habe.“*

Es hieß weiter im Schreiben des Kölner Erzbischofs: *„Der Heilige Vater weiß auch von den furchtbaren Dingen, die sich im Osten Deutschlands vollziehen und er verurteilt sie aufs schärfste.“*

Auch der erste deutsche Vertriebenenbischof, der selbst aus Ostpreußen vertriebene Maximilian Kaller, Bischof von Ermland, ein gebürtiger Oberschlesier, würdigte den Papst wegen seines klaren Eintretens für die Menschenrechte, auch der besiegten Deutschen: *„Niemand hat bisher in der Welt so nachdrücklich auch unser Recht vertreten wie unser Heiliger Vater. Seit dem Ende des Krieges ist er unablässig bemüht, dem Elend der niedergeworfenen Völker und der unglücklichen Opfer, der Heimatlosen, Vertriebenen, Verschleppten und Gefangenen abzuhelpfen. Vor kurzem hat er nun mich zu seinem Beauftragten für die Betreuung aller aus dem deutschen Osten und Südosten vertriebenen Katholiken bestellt.“*

Schon 1946 hatte der Papst nach dem Tode von Nuntius Orsenigo, als seinen persönlichen Vertreter für Deutschland, den amerikanischen Bischof Alois Muench eingesetzt. Muench war in Milwaukee von einer Mutter geboren, die aus Kemnath in der Oberpfalz stammte, während der Vater aus St. Katharina im Böhmerland war. Bischof Muench hat sich bis zu seinem Tode als Kurienkardinal 1962 stets mit dem Sudetenland verbunden geföhlt. Ihn schickte Papst Pius XII. 1946 mit dem Titel eines Apostolischen Visitators nach Deutschland, um die Kirche in diesem zerstörten Land zu visitieren und dem Papst Bericht über die Lage zu erstatten. Bei dem Gespräch in Rom schrieb der Papst Muench handschriftlich einen Segenswunsch für die Vertriebenen. Der Papst machte ihm am 29. Juni 1946 klar, wie sehr er das deutsche Volk liebe, als er sagte: sein *„Herz blute für dieses leidende Volk“*.

Mit einer Lastwagenkolonne, die Tonnen von vatikanischen Hilfsgütern überbrachte, fuhr Muench nach Frankfurt. Da seine Aufgabe nur einige Monate dauern sollte, behielt er zunächst noch seine Diözese Fargo, deren Gläubige er in Hirtenbriefen über die Vertriebenennot im zerstörten Deutschland informierte: *„Die Alten und Kranken, die Frauen und Kinder in Viehwagen oder in anderen unsauberen und ungenügend sicheren Wagen verladen. So verläÙt dieser Elendszug*



das Land, das ihnen bisher Heimat war und fährt der deutschen Grenze entgegen. Familien sind auseinandergerissen, deren Glieder sich wahrscheinlich nie wiedersehen. Wieviel Weh erleiden dadurch Tausende und Abertausende von deutschen Flüchtlingen!“

In zahllosen Aussagen verurteilte Bischof Muench, der später Nuntius und Kardinal wurde, die Vertreibung: „... In der ganzen Geschichte gibt es nichts, was sich mit diesen grausamen Massenverschiebungen vergleichen ließe. Mit Recht erklärte ein amerikanischer Korrespondent, der selbst Augenzeuge dieser Menschheitstragödie war, es sei

dies die ‚unmenschlichste Entscheidung‘, die je von Staatsmännern getroffen worden sei. Ob nicht die spätere Geschichte unserem Zeitalter den Anspruch auf Kultur abspreche?“

Es gelang Bischof Muench auch, seine Bischofskollegen in den USA zu mobilisieren, die Ende 1946 in einem Hirtenbrief feststellten: „In Europa ist etwas geschehen, was die Geschichte noch nicht kannte. Auf Grund eines Abkommens zwischen den Siegerstaaten, wurden Millionen von deutschen Menschen, die seit Jahrhunderten in Osteuropa ansässig waren, von ihrer Heimatscholle vertrieben und mittellos ins Herz Deutschlands getrieben. Die Leiden dieser Menschen auf ihren harten Wanderungen, ihre Heimatlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, erzählen uns eine traurige Geschichte von der Unmenschlichkeit solcher Vertreibungen ... Das ist nicht der Weg, auf dem man Frieden schafft und die Völker zur Einheit und Zusammenarbeit führt...“

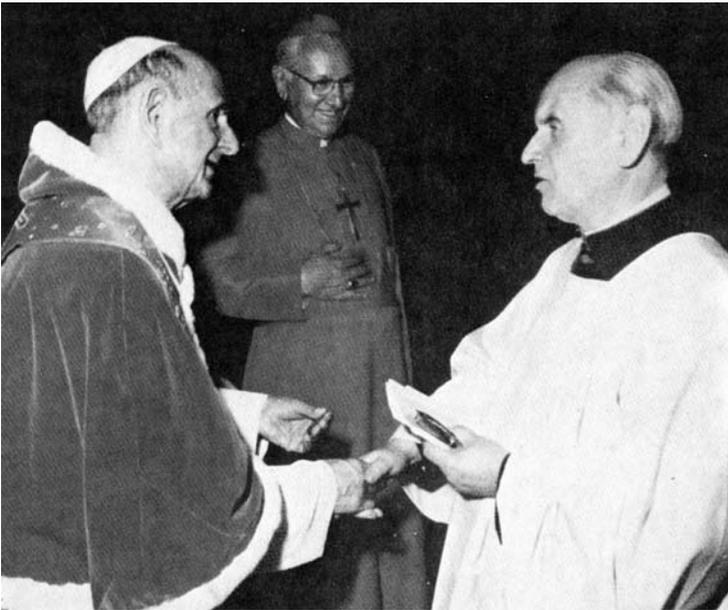
Die Vertriebenen haben Muench nie vergessen. In vielen Gebetbüchern von Vertriebenen finden wir auch das Bild des Papstes und sein Handschreiben vom 29. Juni 1946, das wir auf der Rückseite des Umschlages vergrößert abgedruckt haben.

Die nachfolgenden Bilder zeigen, dass auch die Nachfolger von Papst Pius XII. den sudetendeutschen Priestern gewogen waren.

*Rudolf Grulich*

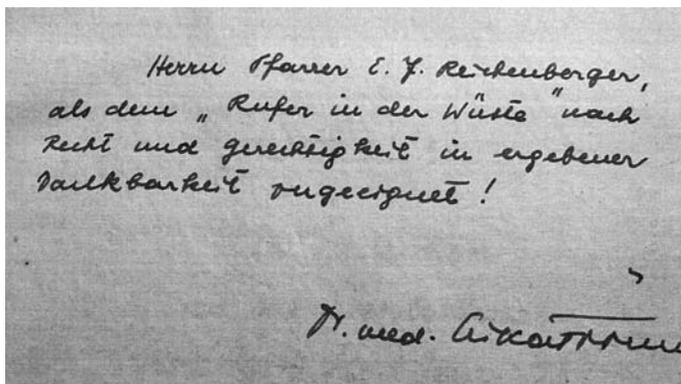


*Prälat Kindermann  
mit Hans Schütz,  
dem Vorsitzenden  
der Ackermann-Ge-  
meinde bei einer  
Audienz von  
Papst  
Johannes XXIII.*



*Prälat Dr. Karl Reiss bei einer Audienz bei Papst Paul VI.,  
der 1963 den mährischen Redemptoristen Klemens Maria  
Hofbauer selig sprach.  
Die Sudetendeutschen hatten über hunderttausend Unter-  
schriften für die Seligsprechung gesammelt.*

# Ein neuentdecktes Tagebuch aus dem Lager Hodolein



Anabel Aliaga-Buchenau, PhD  
Associate Chair| Professor of German UNC Charlotte  
Department of Languages and Culture Studies  
9201 University City Blvd. | Charlotte, NC 28223

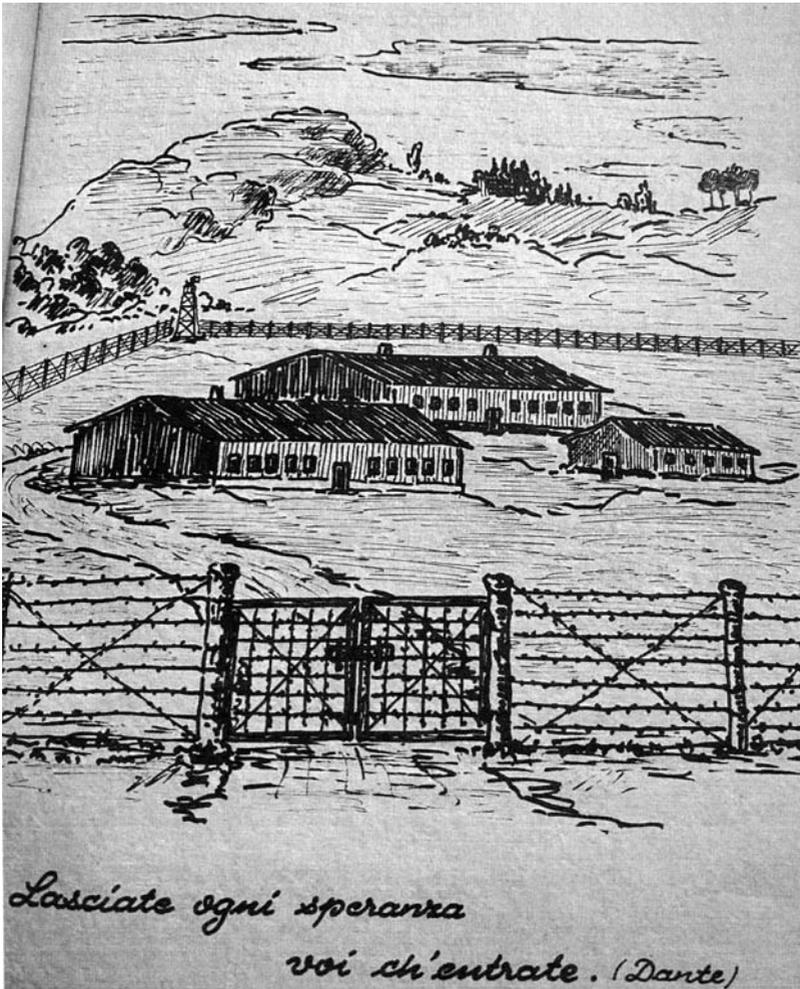
Sehr geehrter Professor Dr. Grulich,  
ich schicke Ihnen herzliche Grüsse aus den USA.

Ich bin Deutsch Professorin an der University of North Carolina at Charlotte und arbeite an einer Übersetzung eines Tagebuches von Frau Dr. Erika Frömel. Das Tagebuch hat den Titel „*Schatten. im Gedenken an die Verstorbenen des Lagers Hodolein 45/46*“ und beschreibt die Zustände im Lager.

Ich suche seit einer geraumen Zeit nach Frau Dr. Frömel oder ihren Nachfahren. Das einzige Mal, dass ich Frau Dr. Frömel mit vollem Namen genannt fand war in dem Artikel in der Sudetenpost, den Sie 2006 verfasst haben. Sie berichten auch, dass sie in Obernburg war, als sie den Bericht, den Sie zitieren schrieb. Ich habe auch das Buch von Vater E. J. Reichenberger *Ostdeutsche Passion* und den Bericht darin gefunden. Reichenberger sagt, dass er ihren Namen geheim hält, um sie zu beschützen.

Ich wäre Ihnen sehr dankbar für jedweden Hinweis, den Sie mir geben könnten. Der heutige Besitzer des Tagebuches, bat mich es auf Englisch zu übersetzen. Sein Ziel ist es das Tagebuch an die richtige Adresse zu senden. Das Tagebuch ist E. J. Reichenberger gewidmet und kam über einen Nachlass in eine Auktion einer Bücherei in Detroit.

Mit freundlichen Grüssen,  
Anabel Buchenau



*Lasciate ogni speranza  
voi ch'entrate. (Dante)*

Eine Zeichnung von Baracken in Hodolein mit einem Zitat von Dante: Ihr, die ihr eintretet, lasst alle Hoffnung fahren.

Wir haben die Email beantwortet und konnten Frau Professor Buchenau das maschinenschriftliche vierseitige Manuskript von Frau Dr. Frömel schicken, das auch Father Reichenberger kannte. Der vertriebene Priester Johannes Hruschka hatte es 1948 nach Königstein geschickt. Über das Tagebuch der Ärztin haben wir durch Frau Professor Buchenau mehr erfahren, vor allem dass Frau Frömel es Father Reichenberger widmete und ihm gebunden schickte. Wie es nach dem Tod des Priesters im Antiquariat landete, ist noch unbe-

*kannt. Ich werde mich bemühen, dass es auch im deutschen Original veröffentlicht wird, denn über die schlimmen Vorgänge im Lager Hodolein wird auch im sogenannten Weißbuch „Dokumente zur Austreibung der Sudetendeutschen“ von 1951 berichtet.*

*Die Zahl der Zeitzeugen schwindet, daher bitten wir alle Leser aus Mittelmähren und alle Landsleute, die nach der Vertreibung Frau Dr. Frömel kannten, uns mitzuteilen, was sie über diese tapfere Frau wissen. Vielleicht können wir schon in den nächsten Mitteilungen Ihnen manches Neue mitteilen.*

*Rudolf Grulich*

## **Vom Prager „Golem“ zum programmierbaren Menschen der Transhumanisten – eine alte und gefährliche Sehnsucht in neuer Form?**

**E**s gibt ein altes Begehren der Alchemie, ein Wesen zu schaffen, das dem Besitzer völlig gehorcht und ihm ganz zu Diensten ist. Am greifbarsten wird dieser Wunsch in der Erschaffung des sogenannten „Golem“. Es ist eine Lehmfigur, die durch magische Praktiken zum Leben erwacht und die Befehle seines Besitzers ausführt.

Eine erste schriftliche Erwähnung des Golems datiert auf das 12. Jahrhundert. Zur damaligen Zeit wurde in Worms am Rhein ein Kommentar zum Buch der Schöpfung, einem Text der Kabbala, verfasst. In diesem Buch spielt eine Zahlenmystik, welche um die 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets und die Urziffern gewoben wurde, eine große Rolle. In diesem heute nur noch fragmentarisch erhaltenen Text, wird ein Ritual genannt, durch das bestimmte Kombinationen dieser Buchstaben und Zahlen bewirken sollten, unbelebte Materie lebendig werden zu lassen.

Die Erschaffung eines Golems reichte freilich nicht an die Schöpfung Gottes heran: Ein Golem wird zunächst in der Regel als zum Sprechen unfähig beschrieben. Später wurde die Sage durch weitere Eigenschaften des Golems erweitert, so etwa derjenigen, dass erst ein Zettel, der unter die Zunge des Golem geschoben wurde, diesen zum Leben erwecken konnte.

Die Erschaffung eines Golems galt im Mittelalter in jüdischen Kreisen als Zeichen großer Weisheit und Gelehrtheit. So wurde damals verschiedenen jüdischen Gelehrten und Rabbinern die Erschaffung von Golems zugeschrieben. Dass im Laufe der Zeit Prag zunehmend



*Golemstatue in Prag*

als Schauplatz der Golemggeschichte angesehen wurde, hat offenbar vor allem zwei Gründe: In Prag befand sich im Spätmittelalter eine der größten jüdischen Gemeinden, die zahlreiche Gelehrte anzog. Außerdem förderte Kaiser Rudolf II., der auf der Prager Burg residierte, von dort aus sowohl die Wissenschaften als auch okkulte Künste und Alchemie. Darüber hinaus sind Beratungen zwischen Rabbi Judah Löw, dem wohl bekanntesten der damaligen jüdischen Rabbiner, und dem Kaiser überliefert.

Wie entstand nun die Idee, einen Golem erschaffen zu wollen? Der Ursprung lag wohl in dem Wunsch begründet, über jemanden verfügen zu können, der am Sabbat Arbeiten verrichten konnte, die Juden aus religiösen Gründen verboten waren. Des Weiteren wurzelte das Verlangen, einen programmierbaren und gleichzeitig unüberwindlichen Kämpfer zu erschaffen, in dem Umstand der zahlreichen Pogrome und Judenverfolgungen. Juden wurden immer wieder mit Anschuldigungen über Kindermord, Brunnenvergiftung und dergleichen konfrontiert und sehnten sich daher nach einer Schutzgestalt, die sie vor Verfolgung schützen sollte. Deshalb soll der Legende zufolge, Rabbi Löw den Golem unter Zuhilfenahme eines Schülers und eines Schwiegersohnes im Morgengrauen und unter dem Absprechen von magischen Formeln geschaffen haben. Diese Vorgänge sollen sich am 20. Adar 5340, also dem 17. März 1580 ereignet haben.

Der Golem pflegte in der Stube des Rabbi in einer Ecke zu sitzen. Zunächst war kein Leben an ihm zu erkennen. Zum Lebendigen wurde der Golem erst durch kabbalistische Rituale. Hierzu musste ihm ein Zettel mit dem Namen Gottes, unter die Zunge gelegt werden. Dieser Zettel verlieh ihm Leben; sollte der Golem auf seinen Missionen aber nicht gesehen werden, so legte ihm der Rabbi zusätzlich noch ein Amulett aus Hirschhaut um. Die Aufgabe des Golems war es, in der Zeit vor dem Pessachfest allnächtlich durch die Stadt zu streifen und

jeden aufzuhalten, der eine Last mit sich trug. Der Golem kontrollierte, ob es sich um ein totes Kind handelte das man zur Beschuldigung und zum Verderben der Prager Judengemeinde in die Judengasse geworfen werden sollte. Zusätzlich machte sich der Golem nützlich, indem er die Synagoge ausfegte.

Wurde der Golem richtig „bedient“, verlief alles nach bester Zufriedenheit. Kleinere oder grössere Katastrophen geschahen bei fehlerhafter „Programmierung“, also nicht durch Fehlleistung des Golems, sondern durch menschliches Versagen. Eine Episode beschreibt, wie die Frau des Rabbi Löw – entgegen dem ausdrücklichen Geheiß des Rabbi, dass der Golem für derartige Arbeiten nicht heranzuziehen sei – dem Golem befahl, Wasser ins Haus zu bringen. Dann ging sie auf den Markt, und der Golem trug weiter mehr und mehr Wasser ins Haus, weil ihm noch nicht befohlen worden war, damit aufzuhören. Die Frau hatte den Golem sozusagen fehlerhaft programmiert, was zu einer Fehlfunktion führte.

Eine andere Fehlleistung musste sich der Rabbi Löw einmal selbst anrechnen lassen. Er hatte vergessen, dem Golem den Zettel aus dem Mund zu nehmen. Da begann der Golem durch die Straßen des Prager Ghettos zu rasen und alles zu zerschlagen, was sich ihm in den Weg stellte. Da warf sich der Rabbi vor ihn, entfernte den Zettel und vernichtete diesen, woraufhin der Golem in Stücke zerfiel. Der Golem wurde letztlich zerstört, weil die Beherrschbarkeit durch den Menschen nicht gewährleistet werden konnte. Die Geschichte des Golems endete also mit der Einsicht, auf ein Gebiet vorgedrungen zu sein, dessen Beherrschung letztlich Gott vorbehalten ist, die Beherrschung des Lebendigen.

Fehlt diese Einsicht, allein Gott die Herrschaft über das Leben zuzugestehen, könnte die Erschaffung eines Golems, also einer programmierbaren und unbesiegbaren Gestalt, beispielsweise heute wieder für den wirtschaftlich-militärischen Komplex interessant werden. Die Entwicklung der künstlichen Intelligenz, die verschiedenen Entwicklungen auf dem Gebiet der Biologie, Nanotechnologie oder der Digitalisierung, die Übermittlung und Speicherung von Informationen, hat in den letzten Jahrzehnten solche gewaltigen Fortschritte erzielt, dass die Versuchung, den Menschen mittels dieser Technik beeinflussbar oder gar lenkbar zu machen, in den Bereich einer real umsetzbaren Möglichkeit rückt. Wir leben in einer Zeit, in der diese Theorie Wirklichkeit werden kann. Und interessanterweise hat man die Weiterentwicklung auf dem Gebiet der künstlichen Intelligenz durchaus als Fortführung dessen betrachtet, was in der Geschichte des Golems als Möglichkeit menschlichen Machtstrebens zum Ausdruck kam. Norbert Wiener beispielsweise sah im Golem einen

Vorläufer von kybernetischen Maschinen. Als 1965 im Weizmann-Institut in Israel ein neuer Großrechner in Betrieb genommen werden sollte, wurde der Namen „Golem I“ vorgeschlagen.

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass es schon seit geraumer Zeit Minimaschinen gibt, die dem Menschen implantiert werden. Herzschrittmacher gibt es seit über sechzig Jahren und sind geeignet, das Leben eines Menschen zu verlängern. Hier begegnen wir einer weit verbreiteten Anwendung der Verbindung von Mensch und Minimaschine, die allgemeine Akzeptanz erfahren hat. Aber die Technik ist mittlerweile so weit fortgeschritten, dass es schon viele andere Möglichkeiten für Implantate gibt. Gerade im medizinischen Bereich gibt es eine Vielzahl von Entwicklungen, die eine Verbindung von Mensch und Maschine durchaus plausibel, wenn nicht gar in bestimmten Bereichen sogar als wünschenswert erscheinen lassen. So wurden zum Beispiel elektronische Gehirn-Implantate entwickelt. Diese Minimaschinen können über Sensoren oder Elektroden die Aktivitäten des Gehirns überwachen und Prozesse im neuronalen Netzwerk anregen oder verhindern. Die jüngste Errungenschaft in diesem Bereich stellt ein Implantat in Form eines flexiblen Netzes dar, das mit einer Spritze minimalinvasiv direkt in das Gehirn platziert werden kann. Dieses Netz kann in der Folge dazu benutzt werden, neurologische Krankheiten wie Parkinson, oder durch Schlaganfälle verursachte Gehirnschäden zu behandeln und somit auch die Gesamtbefindlichkeiten der Kranken zu verbessern. Vieles ist auf medizinischem Gebiet bereits möglich. Es gibt Herztransplantationen mit Roboter-Hezen. Es existieren bereits Implantate, die Blinde wieder zu Sehenden machen und Taube wieder hören lassen. Warum, so könnte man fragen, geht man also nicht noch einen Schritt weiter? Man könnte mittels Minimaschinen beispielsweise die Körpertemperatur und den Puls überwachen. Aber die transhumanistische Forschung hat noch mehr zu bieten. So hat sich der Künstler und Mitbegründer der „Cyborg Foundation“ Neil Harbisson eine Antenne implantieren lassen, die seine Farbenblindheit behandelt und ihn so stimuliert, dass er die Farben in einer ganz neuen Art und Weise erleben könne, indem er sie angeblich nun hört.

Die Transhumanisten gehen davon aus, dass die nächste Evolutionsstufe der Menschheit durch die Fusion des menschlichen Wesens mit der Technologie erreicht wird. Die Technologien, die wir heute in Form von austauschbaren Geräten wie Hörgeräten an unseren Körpern tragen, sollen wir künftig in uns tragen. An die Stelle von Menschen sollen Wesen treten, die grundsätzlich durch Eingriff und Einsatz von Maschinen im Sinne der Transhumanisten verbessert worden sind. Die diesbezügliche Wissenschaft tut ihr Bestes, um

diese Vision Wirklichkeit werden zu lassen. So forschen Google und Samsung an smarten Kontaktlinsen, die über medizinische Anwendungsmöglichkeiten verfügen, etwa das Messen oder Kontrollieren der Augen. Über eine Antenne funkt die Linse entsprechende Daten an das Smartphone.

Es gibt allerdings nicht nur die harmlose Variante der Verbindung von Mensch und Maschine, wie sie zur Verbesserung menschlicher Fähigkeiten im medizinischen Bereich praktiziert und weiterentwickelt wird, sondern es existiert auch das Projekt der völligen Verschmelzung von Mensch und Maschine. Zwei Pioniere auf diesem Gebiet der künstlichen Intelligenz haben ihre Wurzeln im österreichischen Raum. Ray Kurzweil ist Nachfahre von österreichischen Emigranten, die vor Hitler in die USA geflohen sind. Der Name Kurzweil war übrigens auch in Böhmen zwischen Taus im Westen, über Prag bis nach Josefstadt im Osten nachzuweisen. Ein weiterer Vordenker auf dem Gebiet des Transhumanismus, Hans Moravec, wurde 1948 in Kautzen im Waldviertel in Niederösterreich geboren. Der Ort Kautzen liegt keine fünf Kilometer von der österreichisch-mährischen Grenze entfernt. Der Name Moravec stammt von einem Ort im böhmisch-mährischen Hügelland. Sollte die Verbindung der Namen Kurzweil und Moravec zum böhmisch-mährischen Raum auch zufällig sein, so kommen sie mit ihren Visionen der Verschmelzung von Mensch und Maschine doch dem, was in der Prager Golemgeschichte vorgedacht war, schon wesentlich näher.

Denn Transhumanisten setzen auf die völlige Verschmelzung von Mensch und Maschine. Die Resultate mögen abenteuerlich anmuten, folgen aber einer langen Tradition des Wunsches nach Überwindung menschlicher Begrenztheiten. Aber die Möglichkeiten der künstlichen Intelligenz sind geeignet die Angst vor dem Missbrauch dieser Technologie zu wecken. So ist die Angst entstanden, dass die Menschheit durch etwas selbst Geschaffenes erst übertroffen und dann ausgelöscht werden könnte. Wissenschaftler wie Hugo de Garis und Stephen Hawking warnen davor, dass die Entwicklung einer vollständigen künstlichen Intelligenz das Ende der menschlichen Spezies bedeuten könnte. Ray Kurzweil, zentraler Verfechter des Transhumanismus, sieht das jedoch ganz anders. Folgt man Kurzweil, so werden die Menschen in nicht allzu grosser Ferne den Zeitpunkt der „Singularität“ erreichen. Das wäre der Moment, an dem die neue Technologie so weit entwickelt sein wird, dass eine völlige Verschmelzung von menschlichem Gehirn und künstlicher Intelligenz erreicht sein soll.

Genau darauf baut der Transhumanismus: Diese internationale Bewegung und Denkrichtung sucht nach Möglichkeiten, die biologischen Grenzen der Menschen durch den Einsatz von Technologie

und Wissenschaft zu verändern und zu überwinden. Hans Moravec geht sogar noch weiter. Er hat die Vision, den menschlichen Geist auf den Computer zu übertragen und so eine Art selbstdenkender Roboter zu schaffen. Diese Entwicklung beschreibt Moravec in seinem Buch *Mind Children*, das auch in deutscher Sprache erschienen ist, wie auch ein weiteres Buch von ihm, das sich mit diesem Projekt befasst: *Computer übernehmen die Macht*. In diesem Buch beschreibt Moravec seine technologische Vision wie folgt: „Ich sehe diese Maschinen als unsere Nachkommen. Im Augenblick glaubt man das kaum, weil sie eben nur so intelligent sind wie Insekten. Aber mit der Zeit werden wir das große Potential erkennen, das in ihnen steckt. Und wir werden unsere neuen Roboterkinder gern haben, denn sie werden angenehmer sein als Menschen. Man muß ja nicht all die negativen menschlichen Eigenschaften, die es seit der Steinzeit gibt, in diese Maschinen einbauen. Damals waren diese Eigenschaften für den Menschen wichtig. Aggressionen etwa brauchte er, um zu überleben. Heute, in unseren großen zivilisierten Gesellschaften machen diese Instinkte keinen Sinn mehr. Diese Dinge kann man einfach weglassen – genauso wie den Wesenszug der Menschen, daß sie ihr Leben auf Kosten anderer sichern wollen. Ein Roboter hat das alles nicht. Er ist ein reines Geschöpf unserer Kultur und sein Erfolg hängt davon ab, wie diese Kultur sich weiterentwickelt. Er wird sich also sehr viel besser eingliedern als viele Menschen das tun. Wir werden sie also mögen und wir werden uns mit ihnen identifizieren. Wir werden sie als Kinder annehmen – als Kinder, die nicht durch unsere Gene geprägt sind, sondern die wir mit unseren Händen und mit unserem Geist gebaut haben.“

Es soll also denkende Roboter geben, die Aufgaben erfüllen können, für die der bisherige, herkömmliche Mensch weniger geeignet ist, aufgrund seiner gefühlsmäßigen Affekte und der Fähigkeit, sein Handeln nach moralischen Kriterien ausrichten zu können. Wegen seiner Eigenständigkeit und seines Willens, ist der Mensch wenig für die Sklaverei geeignet. Er will nicht freiwillig stupide Dienste verrichten. Menschen entwickeln ihre eigene Kreativität. Er wird sich gegen eine Programmierung seines Handelns von außen stets zur Wehr setzen.

Der Wunsch, nach der Erschaffung des unkritisch ausführenden Robotermenschen, also eines neuen Golems, wurzelt vor allem in einem unterschwellig vorhandenen Wunsch, die neuen technischen Möglichkeiten kritiklos einsetzen zu können. Daran interessiert wäre, wie schon angesprochen, der militärisch-industrielle Komplex, verbunden mit einem politischen System, in welchem moralische Werte keine große Rolle spielen. Denn ein Roboter mit Geist, oder ein

Mensch, der durch Implantat einem bestimmten Programm folgen muss, ist kein freies Wesen mehr. Er wäre der Willkür der Herrschenden völlig ausgeliefert. Er hätte, wie der Prager Golem, keine eigenen Rechte, sondern hätte in seinem Sklavendasein nur zu gehorchen. Solche Wesen sind zudem löschar, wenn sie nicht so funktionieren, wie es ihnen zgedacht ist, und wenn sie nicht die vorgesehenen Ergebnisse liefern.

Worinlägen beispielsweise denn die Vorteile eines Roboters mit integriertem Geist oder eines, durch implantierten Chip, zum Gehorsam gezwungenen Menschen, gegenüber herkömmlichen Soldaten oder gegenüber reinen Kampfrobotern? Ein Kampfroboter benötigt ein Energiesystem, um zu funktionieren. Es muss ihm Energie zugefügt werden. Ein transhumaner Mensch, also ein maschinell „verbessertes“ Mensch kommt mit seiner eigenen Energie aus. Er füttert sich selber. Das Energieproblem wäre gelöst.

Gegenüber einem normalen Menschen, böte ein durch Implantation von Technik gefügig gemachtes „golemisiertes“ transhumanes Wesen, zu Zwecken verschiedener Ausbeutungspraktiken eine ganze Reihe von Vorteilen, von denen hier die wichtigsten aufgelistet sein sollen.

a. Die Beliebbarkeit. Ein mittels Technik beeinflussbarer Mensch ist beliebig einsetzbar. Moralische Kategorien müssen nicht berücksichtigt werden. Der transhumane oder golemisierte Mensch muss selber nichts gelernt haben, die zur Bewältigung einer Aufgabe erforderlichen Informationen liefert ein Computer. Das jeweilige Programm wird von einem „Steuermann ausgewählt“.

b. Die Berechenbarkeit. Die Reaktionen eines Wesens durch die Verschmelzung mit der digitalen Welt, werden völlig berechenbar. Das Wesen gehorcht ohne Restrisiko. Es muss nicht von der Notwendigkeit zur Durchführung einer Aktion vorher überzeugt werden. Bei einem für militärische Zwecke umfunktionierten Menschen muss man sich keine Gedanken darüber machen, ob dieses Wesen beispielsweise eine Zerstörungs- oder Tötungshemmung entwickeln könnte. Es gehorcht nicht, weil es gezwungen wird, sondern allein aufgrund seiner Programmierbarkeit.

c. Die Quantifizierung. Durch die Entwicklung eines einheitlichen Programms, das auf den Menschen mittels Minicomputern „aufgepfropft“ werden kann, muss auf Persönlichkeitsstrukturen des einzelnen Wesens nicht mehr eingegangen werden. Sie können unberücksichtigt bleiben. Alle funktionieren nach einem festgefügtten, wiederholbaren Schema. Sollte jemand „ausfallen“, ist er aufgrund der Quantifizierung leicht zu ersetzen.

d. Die Reduktion von Komplexität. Der maschinisierte Mensch ist einfacher zu handhaben. Er benötigt keine medizinische oder psychologische Betreuung. Er funktioniert oder funktioniert nicht. Das führt uns unmittelbar zu einem weiteren Maschinenkriterium.

e. Die Austauschbarkeit. Liefert das golemisierte Maschinenwesen nicht die richtigen Ergebnisse, aufgrund eines Defektes, ist es löschar und dann aufgrund der schon genannten anderen Eigenschaften auch austauschbar.

Zugegeben, das ganze hört sich ziemlich abenteuerlich-furchtbar an. Man ist geneigt, diese Gedankengänge für so abenteuerlich zu halten, dass man getrost zur Tagesordnung übergehen könnte, wenn nicht hinter diesen Projekten und Forschungen Leute mit Milliardenvermögen stünden. Die heute mögliche Umsetzung transhumanistischer Visionen ist zu einer Hauptspielwiese der reichsten der reichen Milliardäre aus dem Silicon Valley in Kalifornien mutiert. Führende Weltkonzerne engagieren sich in der transhumanistischen Zukunftsforschung.

Der Transhumanismus ist mit dem christlichen Welt- und Menschenbild nur insofern zu vereinbaren, soweit mit den technischen Möglichkeiten nur medizinische Verbesserungen an einem ansonsten freien Menschen angestrebt werden. Einen steuerbaren Menschen zu schaffen, ist nur möglich, wenn Menschenwürde und Selbstbestimmung keine Rolle mehr spielen. Hier ist grosser Bedarf vorhanden, dass die Kirchen sich eindeutig für die Freiheit der nach dem Bilde Gottes geschaffenen Menschen einsetzen. Missbrauch der Technik, die immer ambivalent ist, muss umso mehr verhindert werden, je höher das Potential für den Missbrauch ist. Und: Eine „Golemisierung“ des Menschen wird nur dort zugelassen werden, wo man aufhört, den Menschen als „Krone der Schöpfung“ zu betrachten, sondern ihn nur als eine Art Ressource für die weitere biologisch-technische Forschung betrachtet. Hier haben wir Christen mit unserem Menschenbild als Ebenbild Gottes dagegen zu halten.

*Helmut Gehrman*

Bitte unterstützen Sie die Arbeit  
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende  
und beachten Sie auch unser interessantes  
Bücherangebot auf Seite 32.

# Termine

## Gottesdienst in Ockstadt 5. Sept. 17.00 Uhr

Am Sonntag, den 5. September lädt der Bund der Vertriebenen zu einem Gottesdienst in Ockstadt ein. Der Präses der Sudetendeutschen, Msgr. Dieter Olbricht wird auch kommen. Wenn Sie an diesem Gottesdienst teilnehmen wollen, müssten sie sich bei der katholischen Pfarrgemeinde in Ockstadt, Tel. 06031-5754 anmelden und die dann geltenden Corona-Bedingungen wie Maskenpflicht usw. beachten.

Wir werden wieder die uns allen bekannte Schubertmesse hören und dürfen hoffentlich auch die Lieder, die als Ganzes im „Gotteslob“ fehlen, mitsingen.

Schubert wurde zwar in Wien geboren, aber beide Elternteile stammen aus Mähren bzw. aus Sudetenschlesien. Der Dichter der Texte der Messlieder war ebenfalls ein Mährer aus Trebitsch in Südmähren, Johann Philipp Neumann.

1946, also vor 75 Jahren, begann im Januar die organisierte humane Vertreibung, die 1945 von den Siegermächten in Potsdam beschlossen wurde. Allein aus dem Sudetenland kamen bis November 1946 fast 400 Vertreibungszüge nach Hessen, jeweils 30 Personen in 40 Viehwaggons, also 1200 Vertriebene in jedem Zug.

Mit ihnen wurden auch die Priester ausgewiesen. Im Bistum Mainz entstanden Dutzende neuer Gemeinden, die zunächst Lokalkaplaneien hießen und erst später Pfarreien wurden, als Kirchen und später auch Pfarrhäuser gebaut wurden.

Seit 1946 wissen wir auch von den ersten Vertriebenenwallfahrten im Bistum Mainz, die Dr. Karl Reiss ins Leben rief. Wir wollen diesmal außer Pfarrer Alois Baruschke, der als Vertriebener nach Ockstadt kam, aller Priester, die zunächst als Rucksackpriester in der Diözese Seelsorger waren: Dr. Reiss aus Altzetlich, Pfarrer Edmund Artel, der die Gemeinde in Gambach aufbaute, Pfarrer Anton Rawitzer in Echzell und Dr. Adolf Schindler in Schotten.

Wie schwer es die Priester damals hatten, und wie in Mainz unsere ostdeutschen Kirchenlieder, vor allem die Schubertmesse missachtet wurden, sehen Sie aus dem Büchlein *Wohin soll ich mich wenden? Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz*. Professor Grulich wird in seiner Predigt auf diese Zeit eingehen. Wir werden am 5. September dazu einiges Material anbieten.

Auf Wiedersehen in Ockstadt!

# Unser Bücherangebot

Arnold Spruck, „**Wurzeln und Wege. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda**“. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten, EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

## Zur Seligsprechung von P. Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten, EUR 10,00.

**Nidda-New York-Eger**. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

**Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich**, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

## Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

*Band 3: Hermann Heinisch, „Dort auch bist ja Du mir nahe“. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.*

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 Seiten, EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche, **„Wohin soll ich mich wenden?“ Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**, 2017. 192 Seiten, EUR 9,80.